Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 16

Artikel: Das Mirakel

Autor: Schrönghamer-Heimdal, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669420

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hielt in der Hand die kleine Zauberflasche und ließ Tropken für Tropken auf ein kleines Taschentuch fallen, das er dem Kranken unter die Nase hielt. Für die Operation selbst und für die staunende Gruppe der berühmten Chirurgen, die den Operationstisch umstanden, hatte er keinen einzigen Blick.

Die Operation gelang glänzend, der Kranke rührte sich während der ganzen Operation nicht, er erwachte erst dann, als die um den Operationstisch stehenden Chirurgen Morton mit unsaussprechlicher Freude an die Brust drückten und ihn zu einer der größten Wohltaten beglückwünschen, mit der ein Mensch die Welt beschenfen konnte...

Jetzt wurden Jackson und Morton schon mit

Auszeichnungen überschwemmt! Gin jeder wollte die beiden "Zauberer" sehen, man berief sie in die ganze Welt und seierte sie so, wie man nur die größten Wohltäter der Menschheit zu feiern pflegt. Während der Name der beiden jungen Arzte so die ganze West durcheilte, er= litten die Nerven des armen Jackson von dem vielen Uther, den er jahrelang versuchsweise an sich selbst ausprobiert hatte, einen vollständi= gen Zusammenbruch, er verfiel mit jungen Jahren in Wahnsinn und beendigte sein segens= reiches Leben im Frrenhaus. Morton aber wurde der Sflave eines anderen mörderischen Giftes: des Alfohols, und man fand ihn eines Morgens — tot auf der Straße...

(Aus dem Ungarischen übersetzt von Maurus Mezei.)

Ihr Bild.

Blick' ich in den Mond, so seh ich ihr Bild; Schau ich in den See, dann lächelt so mild Ihr Angesicht her in blauer Glut Und winkt mir hinab in die kühlende Flut.

Und was der Frühling an Blüfen gebar, Ich flecht' es zum Kranz für ihr dunkles Haar. Sanft wehender Abendwind, eile zu ihr, Spiel um ihre Wangen, hauch Grüße von mir.

Das Mirakel.

Gine heitere Pfingstgeschichte von F. Schrönghamer-Heimdal.

In unserer Bauernstube daheim hing über dem Estisch, wie weiland in allen alten Bauern= stuben, der Heilige Geift, in Gestalt einer ge= schnitzten Taube in einer Glaskugel, die mit einer Schnur an der Balkendecke baumelte. Ja, baumelte. Denn wir waren damals schon sie= ben Kinder — das Dutzend ist erst später voll geworden — und machten meist ein solches Ge= tümmel in "unserer Stube", daß die Glasfugel mit dem Heiligen Geift fortwährend hin und widerschwankte. Und an einem Pfingstsamstag, als die wilde Jagd wieder einmal über Tische, Stühle und Bänke tollte, hatte ich das Unglück, mit dem Kopf an den Seiligen Geist zu stoßen, so zwar, daß die Glaskugel klirrend an die Decke flog und die morsche, rauchgeschwärzte Hanfschnur abrif.

Gottlob fing ich die Augel, unbemerkt von elterlichen Späheraugen, rechtzeitig auf und bastelte sie schnell mit einem neumodischen Nähmaschinenfaden an den Haken in der Balkenslage.

"Lange hält das nicht," sagte mein älterer Bruder naseweis und sachverständig. So klug war ich schon selbst, und ich hatte mir heimlich vorgenommen, zu gelegener Zeit den Nähfaden

durch eine hausgemächte, nagelneue Hanfschnur zu ersetzen. Denn es hätte ein unausdenkbares Unglück gegeben, wenn uns der Heilige Geist eines Morgens oder Abends in die volle Suppenschüssel gefallen wäre.

Das durfte nimmer geschehen.

Nicht lange nach dem beschriebenen Zusammenprall mit der Glaskugel über dem Extisch geht die Stubentür auf, und ein schöner, seiner Mann mit blondem Vollbart und lustigen Ausgen steht lachend im Türrahmen. Und ehe er die Frage vollenden kann, ob wir ihn noch kenmen, hängen wir schon jubelnd an seinen Rockschößen: "Der Vetter! Der Vetter!"

Es war der Better aus der Stadt, meines Baters Bruder, damals noch Junggeselle und ein reicher Kaufmann dazu, für uns wie für die Dörfler der Inbegriff aller irdischen Bollkommenheit. Ich hatte keinen sehnlicheren Bunsch, als selbst einmal ein solcher Better zu werden, der den Kindern immer Gutes bringt, wenn er an Festzeiten seine ländlichen Berwandten besucht. Über dem Better und den guten Dingen, die er uns mitgebracht hatte, vergaß ich das Abenteuer mit der Glaskugel und gedachte auch der blauen Beule nicht mehr, die ich als juckend

schmerzliche Erinnerung an der Stirne trug

von dem Zusammenstoß.

Ich hielt mich wohlweislich etwas im Dunfeln, damit die Beule niemand auffiel und der Vetter oder gar der gestrenge Vater eine peinliche Frage nach Schuld und Ursache täte.

Und so gelang es mir, unbemerkt auf der Ofenbank einzuschlasen, obwohl die andern Gesschwister schon ins Bett mußten. Denn es schickte sich nicht, daß sie beinstrampelnd um den Tisch saßen und dem Better das reiche Abendsmahl neideren, das ihm Mutter eben auftrug.

Ich tat aber bloß, als schliefe ich. In Wirklichkeit lag ich munter mit geschlossenen Augen zwar, denn ich wollte zu gerne hören, was der Better dem Bater alleß zu erzählen hätte von seiner Stadt da draußen, die ich fürs Leben gern

einmal gesehen hätte.

Und als der Vetter genug Gesottenes und Gebratenes, Eingemachtes und Gebackenes gegessen hatte, da stellte ihm die gute Mutter auch noch eine Schüssel voll Kaffee mitten auf den Tisch. Und der Vetter schöpfte daraus mit einem großen Löffel in die geblumte Tasse. Und als er die erste Tasse auf einen Zug geleert hatte, da fragte er den Vater:

"Und wie geht's denn dir, lieber Michel?"

Vaters Antwort war ein stummer Seufzer. Und Mutter sagte dazu: "Es ist ein rechtes Kreuz mit soviel Schulden und sieben Kindern. Aber, in Gottes Namen, es wird schon gehen... Gott verläßt die Seinen nicht. Wo die Not am arößten, ist Gottes Hilfe am nächsten."

"So, so..." dehnt der Better heraus und schöpfte sich aus der braunen Schüssel die zweite Tasse voll. "Ich wollte euch gerne aushelsen, aber ich kann wirklich nicht. Auf Ehre!" be-

schwört der Vetter.

"Mit hundert Märklein kämen wir weit," fagt der Bater. "Und bis Martinitag hättest dein Geld wieder, weil wir dann Säue hätten zum Berkaufen. Aber jetzt, vor der Ernte, hat der Bauer gar keine Sinnahmen. Nur Ausgaben. Sieben Kinder kosten Geld, und Zinsen sind auch wieder zum zahlen."

"Hör mich an, Michel!" schwört der Vetter hoch und heilig. "Wenn ich hundert Mark in der Tasche habe, dann soll auf der Stelle der Heilige Geist herunterfallen! Mitten in die

Schüssel, jawohl!"

Und wie der Better, der als aufgeklärter Stadtmensch offenbar an keine Bunder glaubt, nach diesem vermessenen Schwur zum dritten=

mal in aller Seelenruhe mit dem Schöpflöffel in die Kaffeeschüssel fährt, um sich die Tasse neu zu füllen, da ist eine Stille von drei Sekunden, und dann tut's einen Klatsch und Patsch in die Schüssel, daß es mich nur so emporreißt von meinem Lager auf der Ofenbank.

Denn siehe: das Wunder ist geschehen. Und der Better, der Bater, die Mutter und auch meine, in diesem Augenblick gar nicht beachtete Benigkeit, starren schreckensbleich auf die Glas-

fugel in der Kaffeeschüffel.

Meine Mutter faßt sich zuerst und sagt: "Es ist schon wahr: Wo die Not am größten, ist Got=

tes Hilfe am nächsten!"

Ich aber entsinne mich der Worte meines älteren Bruders: "Der hält nicht lang," nämlich der neumodische Bindfaden, was ich ja selbst gewußt habe, denn so klug bin ich auch...

Der Vater hat nur einen Blick auf den Heisligen Geist, der als geschnitzte Holztaube mit dem Friedenszweig im Schnäblein auf der braus

nen Kaffeebrühe schwimmt.

Der Vetter aber faltet erst die Hände zu einem Stoßgebet um Vergebung seines fahrlässigen Falscheides, dann schiebt er dem Vater die Brieftasche hin, die aussieht wie ein verschwollener Schwartenmagen, und sagt mit zitternder Stimme: "Lieber Bruder Michel, tu dir heraus, soviel du brauchst. Und betet für mich morgen recht fleißig zum Heiligen Geist, damit das Wunder der Vesehrung nachhält..."

Und da langt sich der gute Vater aus der Brieftasche des Vetters einen blauen Schein heraus: "Mehr brauche ich nicht. Und auf Marstini, wenn wir die Säue verkaufen, hast du dein

Geld wieder ..."

Der Better aber legt noch einen Hunderter dazu und sagt: "Das ist für einen neuen Heisligen Geist. Und was übrig bleibt, tut den Kindern in die Sparbüchse, wenn sie eine haben. Und betet recht für mich."

So andächtig habe ich den Better all mein Lebtag nicht gesehen wie an jenem Pfingstsonnstag in der Waldfirche. Und zum Abschied hat er mir noch eigens einen Taler gegeben, damit ich ja nichts verrate von dem Pfingstwunder im Vaterhause, da der Heilige Geist mitsamt der Glaskugel in die Schüssel fiel und den Better Lügen strafte.

Und wenn später oft die Rede ging von allerlei Mirakeln und niemand recht daran glauben wollte, verwies der Better die Leute ihres seichten Geklüngels. Denn er wußte selbst aus Erfahrung, daß es noch Wunder gab. Jawohl!

Das Geheimnis aber, wie es zustande kam, habe ich wohlweislich gehütet. Nur meinem Vater habe ich es in späteren Jahren einmal anvertraut, als Erwachsener schon, und da meinte er: "Ich hab's mir so gedacht, daß

eine Spitbüberei dahintersteckte. Aber trotzdem war es eine weise, fürsorgliche Fügung, die für uns alle zum Guten ausschlug, besonders für den Better, der heute noch baumfest an das Misrakel glaubt und seitdem wie umgewandelt ist. So ist's also doch ein richtiges Pfingstwunder."

Das Lob meiner Freundin.

Von Ernst Eschmann.

Laßt mich heute einmal ein Loblied auf meine Freundin anstimmen!

Alber wo soll ich anfangen? Wie kann ich ihr danken für all das Gute und Schöne, das sie mir schon geschenkt hat, für all die Wohltaten und Wunder, mit denen sie mich tagtäglich übershäuft? Sie ist zwar zu bescheiden, daß sie von mir ein freundliches Wort erwartet. Sie beglückt mich, weil es ihre Art ist, weil sie sozusfagen nicht anders kann, weil es ihr Freude macht, daß ich munter in die Welt schaue und zu allen, auch den kühnsten Unternehmungen aufgelegt bin.

Soll ich ihre Schönheit preisen? Das will ich nicht. Sie ist nicht eitel. Und darin unterscheis det sie sich schon wesentlich von ihrem ganzen, großen, sonst allen Verschönerungskünsten zusgänglichen Geschlecht. Sie schert sich auch nicht um die Mode und geht unbekümmert durch alle Jahreszeiten und Jahre; es ist ihr ganz gleichsgültig, was für Hüte in Paris getragen wersden und welche Farbe heut einen Siegeslauf durch die Welt antritt.

Halt! Ich sehe, wie viele stutzen. Gine Ge-

liebte, die nicht mit der Mode geht, interessiert sie nicht. Sie rümpfen die Nase und fangen an zu lächeln: Wo ist sie denn zu Hause? Hinter welchem Berg? Und hat sie ihre Lenze nicht schon weidlich überschritten? Gewiß gehört sie noch dem längst vollendeten Jahrhundert an.

D nein! Sie ist modern. Sie lebt dem Tage und liebt die sonnige Gegenwart. Aber, just fällt mir ein: so ganz gleichgültig ist sie nicht gegen die heutige Mode. Wie wir Sonntags einmal miteinander durch die Straßen gegangen sind und den Strom von Menschen an uns vorübersluten ließen, meinte sie: die Leute sind doch vernünftiger geworden. Sie schnüren sich nicht mehr ein, daß sie kaum Atem schöpfen können, die Frauen wirbeln nicht mehr den Staub auf mit ihren Röcken, und dort, jene jungen Burschen, sie tragen ihre Kragen weit geöffnet, die Weste haben sie zu Hause gelassen, und so leichtsüßig schreiten sie aus, daß man ihnen anmerkt: es ist ihnen behaglich.

Ist das die Mode? frage ich. Mir scheint einsfach, die Menschen sind vernünftiger geworden, und mit dieser Auffassung geht auch meine Freundin einig.



Junge Igel.

Phot. Aretichmer & Dtt, Bürich.